



Das Lesebuch der Erdgeschichte.

Führt zum Gran Canon in Arizona. — Ein Blick in die „Eingeweide“ der Erde. Das erste Weltwunder. — Was Millionen Jahre schufen. — Die Wunderstadt der Tempel und Pagoden. — Der Mensch vertummt . . .

Von dem großen Erofiotal des Colorado im nordamerikanischen Staat Arizona hat jemand gesagt, daß es nicht das achte, sondern das erste Weltwunder sei. Mit Recht! Denn der Gran Canon ist das riesenhafteste Lesebuch der Erdgeschichte, das lüdenlos Jahrmillionen umspannt. Nirgends kann man die unermessliche Schöpfungskraft der Natur besser beobachten als am Gran Canon, wo der Colorado einen 1500 Meter tiefen, fast senkrechten Einschnitt in die Erdrinde gegraben hat, wo man sozusagen einen Blick in die Eingeweide des Erdplaneten tun kann. Die klassische Darstellung der geologischen Geschichte des Gran Canon verdankt die Wissenschaft vor allem Newberry, Powell, Gilbert, Dutton und Holmes, deren Werke bei der Lösung geologischer Probleme, wie Verwerfungen und andere Veränderungen der Erdkruste, Denudationen und riesenhafte Erofionen, zu Rate gezogen worden sind.

Ehe der Gran Canon im Pliozän, dem letzten Abschnitt der Tertiärzeit, durch Erofion zu entstehen begann, wurden die Ablagerungen fünf geologischer Perioden, der Perm-, Trias-, Jura-, Kreide- und Cozänformation, von der Hochebene abgetragen. Weiterall am Süd- und Nordrand des Canon wandert man somit auf dem Stamm der beinahe horizontal gelagerten Steinkohlenformation. Nicht weniger als 3000 Meter mächtige jüngere Formationen, die einst über den Steinkohlenformationen lagen, fehlen also. Ihre Abtragungen hat man die „große Denudation“ genannt. Sechs geologische Perioden sind noch da und liegen überall in den Canonwänden zutage, wenn auch zwei von ihnen nur bruchstückweise vorhanden sind. Die jüngste noch vorhandene Schicht ist der der Steinkohlenformation angehörende sogenannte Staibab-Kalkstein. Unterhalb des charakteristischen senkrechten roten Felsbandes des Redwall, das in so hohem Grad zur Schönheit der Landschaft beiträgt und der Steinkohlenformation angehört, fehlen drei geologische Perioden: Devon, Silur und Ordovicium. Vom Devon finden sich jedoch verstreute Bruchstücke. Der Redwall ruht auf kambriischem Kalkstein, der sogenannten Tonogruppe.

Die sedimentären Ablagerungen, die durch diesen gewaltigen Einschnitt in die Erdkruste freigelegt worden sind, besitzen eine fast wagrechte, ungestörte Lage. Die riesige Erofionstrinne hat sich durch die Schichten der Steinkohlenformationen geschnitten, und dann sind durch fortgesetzte Erofion alle älteren Ablagerungen frei geworden bis zum Granit hinab, in dem der Colorado jetzt dahinströmt. Da die wagrechten Schichten ungestört sind, kann man daraus den Schluß ziehen, daß die Erofion die einzige Kraft ist, die diesen ungeheuren Eingriff in die Erdkruste auszuführen vermocht hat. Aber der Erofionskraft sind auch gewisse andere Faktoren zu Hilfe gekommen. So ist das Gefälle des Flusses recht groß, da der Höhenunterschied auf einer Strecke von 349 Kilometer, von der Mündung des kleinen Colorado bis zum Grand Wash, 500 Meter beträgt. An der Mündung des Hermit Creek soll der Fluß eine Stromgeschwindigkeit von 32 Kilometer in der Stunde haben. Bei einer solchen Geschwindigkeit vermag eine kompakte, gesammelte Wassermasse nicht nur Sand und Geröll in ihrem Bette mit sich führen, sondern auch Steinblöcke vorwärts zu bewegen. Der Colorado verfügt daher über ein sehr wirksames Schleifmaterial, das das Granitbett des Flusses feilt, reibt, aushöhlt, mit einem Wort: erodiert. Wenn eine solche Aushöhlungsarbeit durch Millionen von Jahren andauernd hat, Tag und Nacht, Sommer und Winter, ohne eine Sekunde Unterbrechung, dann ist es nicht schwer zu verstehen, daß das Ergebnis überwältigend und staunenerregend sein mußte, daß der Mensch erschüttert und seiner Kleinheit bewußt vor die'm Wunder der Natur steht, dessen Pracht und Herrlichkeit zu schildern keine menschliche Sprache vermag. Um den Graben zu erzeugen, und um durch sehr harte Gesteine eine Rinne auszumeißeln, die 349 Kilometer lang, 21 Kilometer breit und 1,6 Kilometer tief ist, hat der Colorado die Zeitspanne gebraucht, die zwischen Pliozän und der Gegenwart liegt, mit anderen Worten viele Millionen Jahre umfaßt. Und diese Millionen Jahre machen wiederum nur einen kleinen Teil der geologischen Annalen und der Erdgeschichte aus,

eine Zeitspanne, die so kurz ist, daß sich während ihrer Dauer die Meeresmollusken nur unbedeutend verändert haben, und daß die eingetretenen Veränderungen kaum die Hälfte der Arten betroffen haben.

Kein Geringerer als Sven Hedin faßt den Eindruck dieses bewältigenden Naturschauspiels in die Worte zusammen: Angesichts solcher Perspektiven wird der Mensch still und demütig. Als ich das erstmal an den Rand des Gran Canon trat, hielt ich, unbewußt und unbedacht, den Hut in der Hand wie beim Betreten eines von Menschenhänden erbauten Tempels. Der schwedische Forscher hat drei Wochen am Gran Canon gewohnt und legt in dem soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen, mit eigenen Illustrationen reich ausgestatteten Buch „Gran Canon, Mein Besuch im amerikanischen Wunderland“, den Ertrag seiner Studienreise vor. Hedin bekennt, daß es ihm an Worten gebricht, um der Einzigartigkeit dieses Anblicks auch nur entfernt beizukommen. Bei El Tovar tat er den ersten Blick in die Wunderwelt. „Wenn man aus dem sicheren Halbdunkel des Waldes auf ein offenes Kap am Rande des Canons hinauskommt, hat man das Gefühl, auf einem spitzen zulaufenden Sprungbrett in die Leere des Weltraumes hinauszutreten. An der äußersten Spitze tut sich der leere Raum bis zu einer Tiefe von 1500 Metern auf. Man sieht die senkrechten Seiten des Vorgebirges nicht, auf dem man sich befindet; es sei denn, daß man sich niederlegt und den Blick über den Rand hinweg senkrecht an den Wänden hinuntergleiten läßt. Ganz unten gewahrt man die dunkle Rinne, in der der Colorado fließt, aber der Strom selbst hat sich so tief in den Granit eingeschrieben, daß er nicht zu sehen ist. Gegenüber, in einer Entfernung von etwa 13 Kilometer, verläuft der Nordrand, noch unregelmäßiger und stärker eingekerbt als der Südrand; vor seiner Front erhebt sich die gewaltige, von einer Meisterhand geformte Märchenstadt von Pyramiden, Tempeln, Pagoden, Türmen und Mauern, die auf der Erde nicht ihresgleichen hat. Es sind Blöcke der festen Erdrinde, die die mechanischen Kräfte der Ausnugung und Verwitterung, das fließende

und aus den Wolken strömende Wasser, die Winde, die Hagelschauer, die sengende Sonnenglut und der sprengende Frost im Lauf von Millionen von Jahren zu so vollkommener plastischer Schönheit ausgemesselt haben, wie sie diese Riesenskulptur in Kalkstein, Sandstein und Granit im gegenwärtigen geologischen Zeitalter zeigt. Man kann sich nicht denken, daß diese herrlichen Meisterwerke je einen höheren Grad von Schönheit erreichen werden. Nach neun Millionen von Jahren müssen sie vielmehr an Höhe abnehmen und zu Ruinen werden. Zwar gräbt und sägt sich auch der Colorado tiefer in den Granit hinein, und der Fluß befindet sich hier 760 Meier über dem Meer, aber er strömt in seiner tiefen, engen Granitrinne, und die

Höhe der Tempel und Pagoden über dem tiefsten Teil des Canons wird davon nicht berührt. Die Sonne nähert sich dem Horizont. Unter den roten, gelben und grauen, braunen und violetten Tönen bekommen die roten immer mehr die Oberhand. Die Abendröte beginnt ihr Spiel. Aber jetzt werden auch die Schatten dichter und länger, die Vorboten der Nacht. Die ganze Skulptur dieser wunderbaren Welt tritt daher mit außerordentlicher Schärfe hervor. Die Märchenschlösser und Burgen, die japanischen Tempel und indischen Pagoden, tausendmal größer als alle menschlichen Bauwerke, stehen immer schärfer gezeichnet neben- und hintereinander in ihrer stummen Rätselhaftigkeit und der unergründlichen Mystik ihrer Erschaffung

und Vernichtung. Man spricht nicht mit seinen Begleitern, man faßt sich an die Stirn und fragt sich, ob es Wirklichkeit ist oder Traum. Vergebens sucht man die Ausmaße zu begreifen. Es ist ganz schön, wenn man erfährt, daß es 13 Kilometer bis zum Nordrand sind, und daß der Colorado 1500 Meier unter uns liegt. Aber das hilft einem nichts. Alle Maße und Entfernungen wirken ganz ungeheuer. Wenn man an den Rand des Gran Canon tritt, glaubt man, ein unermeßliches Stück Erdkruste müsse fehlen. Es ist, als habe der Schöpfer, da er das feste Land auf Erden zusammensetzte, vergessen, in sein Zusammenspiel das letzte Stück einzusetzen, an dessen Stelle nun der leere Raum gähnt.“

Ich will . . .

Ich will nicht nur den Hammer schwingen
Und Tag um Tag in Frondienst stehen
Und abends träumen, bis die Schwingen
Des Schlummers auf mich niederwehn —
Auch ich will Feierstunden haben,
Wo ich vom Joch der Fron befreit,
Mein Teil mir nehme von den Gaben,
Die höchster Geist der Menschheit bent.
Ich will nicht nur den Hammer schwingen!
Das Lob der Herren mag ich nicht!
Nach Feierabend will ich singen
Und kämpfen gehn — Empor zum Licht!

Otto Lenke.

Bestattung auf See.

Von Leo Matthias.

Er kam mit jenen an Bord, die nicht aufhören zu hoffen und die Kapitäne und Zahlmeister aller Schiffe der Welt mit Fluch und mit Fliesen beschwören, Erbarmen zu haben mit einem Dreimalgeschlagenen.

Ihre Geschichte ist immer die gleiche. Sie haben in Europa jahrelang ihre Haut verkauft, um das Unmögliche, den Preis für die Ueberfahrt zu erschwingen — und es ist ihnen schließlich geglückt; aber das Mögliche, in San Domingo, in Havanna, in Santos, Frau und Barm vor der Straße zu retten, blieb unerreichbar. Von der Hitze zerfressen, Jungen jeder Verzweiflung, liegen sie am Rande des Ozeans, wie Deportierte und Stieren. Jeder wäre bereit, mit seiner Zunge das Ded zu säubern, wenn er die Möglichkeit hätte, das Nest seiner Geburt noch einmal zu sehen. Tag und Nacht wechseln für sie mit der Einfahrt und Ausfahrt der Dampfer.

Es waren etwa dreißig Mann, die, wie immer, abgewiesen wurden. Kapitän, Zahlmeister, Offiziere jagten wie Spinnen über das Ded, um zu verhindern, daß sich einer verstecke. Ein blinder Passagier verurteilt endlose Schreiberereien; unter Umständen ist die Gesellschaft verpflichtet, ihn wieder zurückzubringen — nach San Domingo, nach Havanna, nach Santos . . .

Daß man ihn schon am ersten Reisetage fand, war ein Zufall. Er fiel während des Essens vom Stuhl. Im Lazarett stellte man fest, daß sein Name in den Listen fehlte. —

Am zehnten Reisetage war er tot. Seine Hinterlassenschaft bestand in fünfzehn Pesos und einem Brief nach Barcelona an seine Frau.

In der zweiten Nacht wurde er verurteilt. Der Versuch, durch eine Sammlung die Kosten für einen Zinnarg aufzubringen, um die Leiche in Spanien zu bestatten, blieb erfolglos. Der Versuch, durch Funkentelegramm die Erlaubnis zu erhalten, in Vigo einen Holzarg einzuliefern, scheiterte an der Hartnäckigkeit der spanischen Behörden.

In der zweiten Nacht, Punkt halb zwölf, fing die Maschine an, langsamer zu hämmern. In der Mitte des Ozeans, von einem halben Dutzend fröstelnder Menschen umgeben, gingen zwei Amerikaner zum Heck, stellten sich an die Enden des Sarges und lasen stumm einige Gebete.

Punkt zwölf kam das Kommando „Stop“. Seit zehn Tagen stand die Maschine zum ersten Mal still. Es war, als ob das Firmament aufgehört, sich zu drehen. Lautlos und schwankehend, zerschritten von den Schatten der Wüste, lag die ungeheure Schiffsmaße im Sternlicht.

Wie ein Rettungsboot wurde der Sarg vom oberen Deck heruntergelassen. Rudweise, auf leisem Kommando, sank er bis zur unteren Keelson. Ein Seil fiel aus der Rolle.

Vor unseren Augen schlug eine viereckige schwarze Kiste aus ungehobelten Brettern, schief wie eine zerrissene Schaufel, hin und her. Durch die Wasserlöcher des Deckes sah man die Umrisse des Leichnams.

Einige spanische Bauern hatten den Mut, zuzugreifen. Sie zogen den Sarg an den Seilen zu sich heran — so daß es ansah, als ob sie jemanden aus der Holzer binden wollten — warfen einige Münzen durch die Löcher und drückten dann das Ganze über Bord.

Wie ein Florenkenkasten trieb der Sarg quer durch das Mondlicht — dann warf ihn eine Welle in das Dunkel, und er sank langsam an zu sinken.

Die Kommandos wurden wieder laut gegeben.

Tausend Passagiere setzten ihre Reise fort.

Urweltmärchen.

Von Alfred Brust.

Als noch die Steine weich waren und wuchsen, da haben auch die Tiere noch reden können. Und auch die Vögel sangen noch richtige Lieder, und wenn der Vogel Koch gar dirigierte, auf einem Bein und mit seinem langen Schnabel, dann kam ein unerhörtes Konzert zustande, so daß alle Blumen, Gräser und andere Pflanzen richtige Tränen weinten — so beispiellos beglückt waren sie davon.

Der Mensch aber war damals noch wie das Tier: so gut und harmlos und zufrieden mit sich und allen anderen Dingen. Er durchlebte damals das, was wir heute Freiheit nennen, und seine Sonderstellung unter allen lebendigen Wesen äußerte sich nicht deutlicher, als diejenige der Biene und Ameisen unter den Insekten.

Das Wort Freiheit gab es damals noch nicht, vielleicht weil man das Gegenstück dazu noch nicht kannte, oder dieser Begriff überhaupt

*) Aus dem soeben erschienenen Romanbuch des eigenartigen jungen ostpreussischen Dichters „Himmelsstoben“. (Kurt Wolff, München.)

eine andere Bedeutung hatte. Bewegungen konnten nicht durch Gedanken oder Handlungen irgendwelcher Lebewesen eingeschränkt werden. Es gab kein Alter. Die Natur hatte dem Wachstum kein Ziel gesetzt. Da geschah einmal in der Harmonie dieser Erdwesen eine außergewöhnliche Sache. Die Vögel hatten sich im Walde auf tausend Zweige verteilt, wetzten ihre Schnäbel und probierten ihre Stimmen in Erwartung eines ganz besonders angenehmen Konzertes. Da kam der Vogel Koch mit lauten Schwingen die Sonne verdunkelnd durch die Luft geflogen, hielt musternd Umschau und ließ sich mit donnerndem Rufe im Tale nieder. Weit über die Bäume konnte er hinwegsehen, und seine gewaltigen Augen blieben sehr klug. Rings um den Wald, auf den zahllosen Hügeln, sahen die vorjüngstlichen Tiere verteilt, ließen die Sonne auf ihre Köpfe brennen und riefen einander beträchtliche Dinge zu. Die Steine aber wuchsen mit verdoppelter Kraft, denn es hatte in dieser Nacht sehr kräftig gewittert. Da kam mit lautem Schreien und schwankenden Schritten der Mensch über das Land, hob ein Gefäß von Holz empor und tat daraus zuweilen einen gewaltigen Zug. Er hatte Saft aus Neben gepreßt . . .

Das Konzert hatte begonnen. Aber der Mensch schickte sein brüllendes Mühsen dazwischen. Und als der Ober, von Gese gepackt, ihn mit den Hauern das widerliche Gefäß anstieß, ergriff ihn der Mensch und schleuderte ihn weit in den Wald hinein, wo der hinschlagende Körper zehn Säger tötete und das Tier sich zu den Füßen des Vogels Koch augenblicklich verblutete.

Und der Mensch stieß einen stoßweisen Schall aus, welchen er „Laden“ nannte. Kein Tier hat solches getan bis auf den heutigen Tag. Denn wo der Mensch lacht, hat der Nachbar Unglück.

Da wurden die Steine stark vor Schreck und die Tiere vor Erstarren stumm.

Und die Steine sind nicht mehr gewachsen, und die Tiere haben nie mehr ein Wort gesprochen.

Selbst die Vögel singen nur noch abgebrochene Melodien, und zu einem Konzert kommt es nur noch, wenn kein Mensch es mit seinem Ohre stört.

Du und der andere.

Sie scheitern einander Egoisten; will jeder doch nur sein Leben fristen. Wenn der und der ein Egoist, so denke, daß du es selber bist. Du willst nach deiner Art bestehn: Muß selbst auf deinen Nutzen sehn! Dann werdet ihr das Geheimnis besitzen, euch sämtlich untereinander zu nützen; doch den laßt nicht zu euch herein, der andern schadet, um etwas zu sein!

(Goethe.)

Das andre Venedig.

Von Gina Klaus.

Auf dem Markusplatz hatte ich immer das Gefühl, in einer Traumstadt zu sein oder zumindest zwischen Kulissen. Es gibt keine Häuser hinter solchen Fassaden. Und fast ist es wahr. Die rückwärtige Wand des Palazzo Reale, von der Lagune aus gesehen, ist wirklich so faßl, grau, so glatt wie die unbemalte Seite eines Theaterprospektes. Solche graue Prospektwände tragen meist große schwarze Chiffren, die der Ordnung dienen — und auch das ist fast wahr. Auf der faßlen grauen Wand steht:

„Evviva il N. F. P.!\", das heißt: „Es lebe die nationale faschistische Partei!“

Die großen Palazzi am Canale Grande, besonders wenn einige von ihnen erleuchtet sind (jene nämlich, die Antiquitätenhändlern gehören) scheinen Kulissen und werden von Hochzeitsreisenden, die mit schlanken Gondeln zu den Klängen der „Serenata“ an ihnen entlang gleiten, als solche benutzt, für jenen Akt, der zur Perspektive jedes Lustspiels und zur Exposition der meisten Tragödien gehört. Feinschmecker besuchen lieber die kleinen Rios und Galles hinter dem Kanal, die unten von zart geschwungenen feinen Brücken, oben aber von bunter zum Trocknen ausgehängter Wäsche überspannt sind; da kann man von hinten in die Paläste hineinschauen und erfahren, daß in manchen zu Hunderttausenden aus Bronze keine Abbildungen jener schlanken Gondeln hergestellt werden, die vorn vorübergleiten, und man kann sie auch als Tintenfaß benutzen.

Diese ganze Stadt mit dem Lächeln eines Feiertages, in der noch die feuchte Wäsche über den Straßen wie festliches Gefolge wirkt — wo ist hinter dem Lächeln ihr Herz?

*

Wenn man von der Dampferstation Bravora hinein in der Richtung nach Castello geht, so sind es noch dieselben kleinen Gäßchen und Kanäle wie auf der ganzen Riva degli Schiavoni, dieselben zerfressenen sterbenden Kulissenhaften Hinterwände, aber sie warten auf ein anderes Stück, denn sie tragen andere Chiffren: „Evviva la Terza Internationale!“ („Es lebe die Dritte Internationale!“)

Zwischen diesen Stoßgebieten der äußersten Linken und der äußersten Rechten gibt es kleine Höfe, die wie der Friede selbst sind, wo für ewig alles schmerzvoll aufbegehrende Ungemühen zu einem innerlichen Selbstgemühen geschwächt scheint. Wo auf warmen Steinplatten, zwischen denen Gras und Strandhafer wächst, schlafende Katzen liegen, gelbe und graue, und an den offenen Fenstern Holzgeräte hängen, die aussehen wie gestielte Tambourine und auf denen am Abend die Polenta zu Tisch getragen wird. Ein einziger Feigenbaum lehnt an der halbzerfallenen Mauer und nur in einem besonders schön geschwungenen Fenster blüht eine rosa Pelargonie. Niemand außer den Katzen ist in diesem schönen warmen Hofe, aber gleich nebenan in dem dunklen kühlen Haustor, wo es nach Jahrhunderten allem Moder, nach Schwefelwasserstoff und Abtritt riecht, spielen die blassen, mageren italienischen Kinder zu Hundeln um die Füße alter Weiber, die Glasperlen fassen.

Andre Träume als die fata Morgana der Markussehne werden hier lebendig. Die kaum meterbreite, dunkle Gasse ist zu Ende und du findest nicht zurück. Ein dunkler Torbogen läßt dich noch einmal erwischen. Aber der leere Platz, auf den du kommst, ist allseitig versperrt. Dann schleicht ein schmaler Fußpfad zwischen zwei fensterlosen Mauern. Wird er je ins Freie

führen? Das Vorstadtviertel von Venedig ist ein Angsttraum.

Der Pfad mündet in einen Steg, der die Mauer der Arsenale entlang führt, denn diese Mauer fällt in die Lagune, die große, breite Lagune, die Venedig vom Festland trennt. Hier ist der Blick weit, man sieht die Friedhofinsel San Michele, wo Zypressen die weißen gotischen Spitzbögen der Umfriedung dunkelfarben wiederholen, die Glasinsel Murano, die Spitzinsel Torcello und blau zwischen helleren Wolken die Umrisse des Karst. Dort, wo der graue Gangar von Mestre steht wie eine hingeworfene Zigarrenschachtel, wird einmal, vielleicht bald, die große, moderne Hafenstadt sein, die, wie es einst Venedig tat, den Orient mit Italien verbindet wird.

Hier also endet das alte Venedig. Diese endlose Mauer, hinter der die Waffen, die Maschinengewehre und Kanonen einer übermütigen Militärmacht starren, ist kein Rücken, der letzte mächtigste Prospekt. Auch diese Mauer ist einige hundert Jahre alt. Aus ihren Ritzen und Spalten wachsen kleine Gräser, wenn man näher zuhört, zwanzig verschiedene Arten von Grünem, solches mit dreieckigen, behaarten Blättchen, solches mit rhombischen, die rückwärts rot sind . . . unscheinbare, primitive Gewächse, die beginnen, das alte Gemäuer zu bearbeiten, wie ihresgleichen vor Jahrmillionen das Urgestein zu bearbeiten begann, ein junges Tafeln, das mutig von vorn beginnt, wo das alte endet.

Auf der Lagune stehen ungefüge schwarze Boote, die manns hoch beladen sind mit Mist, mit Strohstränken, Papiersegen, zerfickeltem Geschirr. All das wird hier versenkt in dieses tote stille Wasser, weithin ist der Boden bedeckt von diesen ausgebliebenen Resten täglichen Lebens, man kann sie deutlich sehen, denn die Lagune ist hier sehr flach. Ich habe selten Lebendigeres gesehen als dieses Leichenfeld schon bei Lebzeiten toter Dinge; aus alten Töpfen hervor, unter Krautköpfen hervor, aus dem verwesenden Schlamm, von allen Seiten kriechen Krabben, große, rötlichweiße, wohlgenährte, achtfüßige Krabben, kriechen, wie Krabben tun, nach der Seite, auf einander zu, paden eins das andere mit den kräftigen hornigen Scheren — ist es ein Kampf, ist es Liebe? Unheimlich ist das Treiben dieser Tiere, die lange vor den Menschen waren und die sich im Abfall menschlichen Lebens behaupten, die so kräftig und entschlossen über das Verwesende weg zur Seite gehen.

„Sie müssen umkehren,“ sagt ein alter Italiener, der einen leeren Karren vor sich herzieht, „dort ist kein Ausgang,“ und geht weiter. Das ist die Stimme aus dem Angsttraum. Etwas muß doch „dort“ sein, wenn man einen so langen, langen Steg die Arsenalmauer entlang gebaut hat. Aber was?

Einen halben Kilometer weit — nichts als Mauer, Steg und Wasser. Dann tritt die Mauer zurück und schief an sie gefügt springen Betonplatten vor mit kleinen Öffnungen, die wohl erst vor kurzem gebaut wurden. Und da sind auch Baraden, eine ganze kleine Stadt primitiver, wie hingebauter Bierwände mit Dach. Das sind die Kasematten, die man im Kriege gebaut hatte, als Unterstände für die Soldaten, wenn oben die österreichischen Kriegsschiffe kreuzten, und in die man nach dem Kriege die Aermsten der Stadt einquartiert hat. Im Sommer glüht die Sonne auf diese Steinwüste und im Winter — denn Venedig hat einen Winter — gibt sie wenig Schutz gegen die Kälte. Und hier gibt es wirklich keinen Ausgang mehr. Diese Leute

können zur übrigen Welt nur über die endlose Brücke. Diese Quartiere sind nicht einmal billig — achzig Lire im Monat für die Familie — aber die Wohnungsnot ist groß und kein Gesetz erlaubt dem Staat, die großen, leerstehenden Paläste an Obdachlose abzugeben.

Und da sind wieder die alten Weiber, die unzählige Perlen auffassen. Die Perlenfasserinnen sitzen auf ganz niedrigen Stühlen, fast auf der Erde, eine große Holztafel mit einem Haufen winziger Glasperlen liegt auf ihren Knien und in der Rechten halten sie ein Duzend langer, dünner Drähte, die jeder in einen Zwirnsfaden übergehen. Die Drähte tauchen sie in die Perlenhaufen und mit der Linken schieben sie die aufgespickten Perlen auf die Fäden. Von dieser Arbeit haben fast alle entzündete Augen. Zwischen ihnen auf den Steinen spielen Kinder. Sie sind blaß und mager, und es sind auffallend viele Verwachsene unter ihnen. Aber sie sind froh, mutig; sie haben Sonne und salzige Luft vom Meere, und es sind ihrer so viele wie Gräser an der Mauer und Krabben in der Lagune.

Bettler.

Von Marie Harber.

Es sind ihrer immer dreißig oder vierzig. Manchmal auch zehn weniger oder zwanzig mehr. Hinter den starken Gittertüren des vor hundert Jahren erbauten Untersuchungsgefängnisses löffeln sie ihre dünne Suppe, die sie sonst stehend in einem Hausschuh oder sitzend auf einem Treppenabfah, selten auf einem Küchenstuhl, nie an einem gedeckten Tisch, zu essen gewohnt sind. Einige von ihnen mögen zwanzig Jahre alt sein, mehr dreißig oder vierzig, nicht wenige sechzig oder siebenzig.

Als ich sie das erste Mal sah, fragte ich den Aufseher, obgleich ich es hätte selber wissen müssen: „Was sollen die vielen Untersuchungsgefangenen hier?“

„Das sind Bettler, die gleich dem Amtsrichter vorgeführt werden,“ wußte mir der Mann zu antworten. Und dann sah ich sie, immer zwei und zwei, die gewundene Treppe aus dem Kellergefängnis emporsteigen. Zerissen und verhungert, in keinem Gesicht ein lebensfroher Zug, seit vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden schon im Polizeigewahrsam. Manchmal auch bereits einen Tag länger. Und da die Strafen in verschiedener Höhe verhängt werden, viele sie schon durch die erwähnte Vorhaft verbüßt haben, die „Müßiggänger“ aber oft ein paar Wochen im Haft bleiben müssen, so teilen sich ihre Wege, wenn sie die Wendeltreppe wieder abwärts steigen. Die einen können gleich in die „Freiheit“ wandern und finden vielleicht noch Zeit, sich für die Nacht ein Lager oder ein Stück Brot zu erbetteln. Die anderen aber freuen sich, wenn ihr Hemd einmal gewaschen wird und sie sich in einem Bett ausstrecken können, sei es auch härter als das bei „Mutter Grün“.

Nach der Haft schickt man sie wieder heim, ohne daß sie ein Heim besitzen. Die Alten, die sich lange schon Ruhe wünschen, und die Jungen, die gesunde Arme haben, für die es keine Arbeit gibt. Tausendfach ist ihre Zahl. In allen Gefängnissen löffeln sie ihre dünne Suppe und geben den Richtern Antwort und Auskunft über den Grund ihrer Bettelerei. Wie werden sie, wie vor dem Kriege, einmal gefragt: „Und weshalb haben Sie nicht gearbeitet?“ . . . Sollte ein Richter sich einmal in der Zeit irren und heute diese Frage tun, es würde ein einziger Schrei der Entrüstung durch die Gefängnisgitter sich brechen.

Arbeit??

Arbeit?!?!! . . .

Sie ist gesucht wie Brot und Dach.

So kam es, daß ein überbärtiger Bekker ganz kürzlich bei seiner Entlassung aus vier-tägiger Haft mit weinerlicher Stimme einen Gefängnisinspektor fragte: „Darf ich denn wirk-lich nicht im Gefängnis bleiben, lieber Herr?“

Kind mit Blumer.

Von Fritz Kaiser-Ilmenau.

„Kaufen Sie Veilchen?“
Halb zaghaft, halb bettelnd, flatterte das dünne Stimmchen zu mir auf. Beimade hätte ich es überhört im lärmenden Straßengewühl. Nun schaute ich ein schmales, blaßes Kinderge-sicht, in dem die Augen groß und leidend standen. Aus solchen Augen blickte der Hunger, die Not, bittere Not.

Es durchfuhr mich wie ein kalter Schauer. Die Angst sah in den Zügen des Kindes, die Angst, daß es wieder abgewiesen werden könnte, wie so viele Male vorher schon. Es begann be-reits zu dunkeln in den Straßen, und das Körb-chen war fast noch voll und zu Hause lauerte man so sehr auf die paar Groschen.

„Natürlich laufe ich Veilchen, mein Kind.“
„Es quoll mir aus dem zusammengeschnür-ten Herzen in tiefem Mitleid.“

„Was kostet das Sträußchen?“
Die bleichen Lippen stammelten einen lä-cherlich niedrigen Preis.

Ich stand beschämt. Warum hatte ich ge-fragt?! Als ob ich mit dem Pfennig rechnete oder handeln wollte. Wo es mir wirklich nicht darauf ankam! Nur um des armen Kindes wil-len. Und hätte das Sträußchen eine ganze Mark gekostet!

Ich griff nach der Geldtasche. Ein Schimmer hufte über die todernsten Züge des Kindes.

„Eins oder zwei?“ Klang die Stimme etwas heller. Ein Gedanke schoß mir durchs Hirn. Hier war ein gutes Werk angebracht.

„Wieviel Sträußchen hast du im ganzen?“
Der Blick des Kindes zählte, schätzte. Der Beilichendstuf stieg zu mir auf.

„Dreißig.“
„Das wären drei Mark mein Kind.“

Ich sah in die Tasche. Ich hatte nichts Ein-zelnes.

„Hier, hast du fünf Mark!“

Die großen Augen leuchteten mich an. In den todernsten Zügen stand jetzt die Freude, und auf den bleichen Lippen zitterte ein leiser, fast schluchzender Dank.

Ich nahm einen Hut vom Kopf. Das Kind trat die Sträußchen hinein und schied mit einem stammelnden, ehrfurchtsvollen Gruß.

Ich trug meine Veilchen im Arme wie ein Kleinod. Und wenn mein Blick darauf fiel, da war es mir, blauten mich die Augen des armen Kindes an. Wie die lezion Tauperlen auf den Blüten, so hatte ihre Freude gegliedert.

Ich habe sie nie vergessen, diese Kinderaugen — diese glückliche Stunde in meinem Leben!

Allerlei.

„Wunde Punkte“ am menschlichen Körper. Welches ist die verwundbarste Stelle unseres Körpers, sozusagen unsere Achillesferse? Die Wissenschaft hat diese gefährliche Stelle natürlich längst festgestellt, aber es ist verhältnismäßig wenig an der Oberfläche bekannt. Das Jiu-Jitsu, die bekannte japanische Methode der Körperstärkung und Kampffertigkeit im Angriff und in der Verteidigung, hat sich diese Kenntnis längst zunutze und zur Grundlage des Systems ge-macht. Danach ist eine der empfindlichsten Stel-len des menschlichen Körpers der Namsapsel:

ein Druck mit beiden Daumen an diese Stellen verursacht unerträgliche Schmerzen, und ein Schlag kann hier so verhängnisvoll sein, daß er dauernd die Sprechfähigkeit behindert und die Atmung und das Kaunen erschwert. Ein Druck auf die schmalen Höhlen hinter die Ohren und den hinteren Nackenknochen ist ebenfalls außer-ordentlich schmerzhaft, da dieser Druck auf be-stimmte Nervenstränge wirkt. Ein Schlag mit dem Handrücken gegen die Schläfe oder gegen die Ohren kann sogar einen Schädelbruch oder eine Gehirnerschütterung herbeiführen. Auch Schläge auf den Nackenwirbel oder die Krümmung ver-mögen den Tod herbeizuführen durch die Zerrüm-merung der oberen Nackenwirbel. Auch die Ba-sis der Nase und insbesondere das „Septum“, der Verbindungsstück zwischen den Nasenlöchern, gehört zu den „wunden Punkten“ des Körpers. Ein fester Druck auf das Bein, etwa eine Hand-breit über dem Knie, oder an dem Unterarm in gleicher Entfernung vom Ellbogen ist sehr schmerzhaft, weil dadurch ein Nervenstrang ge-gen die Knochen gedrückt wird. Das gleiche gilt von einem Schlag auf den Ellbogen, den joga-nannten Muskantenknochen. Auch hier wird ein Nerv in Mitleidenschaft gezogen, der den Unter-arm kontrolliert und dessen Druck neben großen Schmerzen völlige Hilflosigkeit herbeiführt.

Gedanken-Splinter.

Aussprüche bürgerlicher Denker über Religion, Christentum und Kirche.

Religionen sind Kinder der Unwissenheit, die ihre Mutter nicht lange überleben.
A. Schopenhauer.

Man darf sicher sein, daß die Losung „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ laut wurde und wird, wo es gilt, „von Glaubens wegen“ einen Blödsinn oder eine Abscheulichkeit zu begehen.
Joh. Scherr.

Die Anwälte des Himmels haben nur so-lange Geltung, so lange die Erde für die große Mehrzahl der Menschen ein Jammerthal ist, und so lange es gewisse Herren für gut finden, aus der Dummheit der Massen Nutzen für sich selbst zu ziehen.
Ludwig Büchner.

Das Christentum ist gepredigt worden, als die Religion der Armen und Elenden, aber durch eine merkwürdige Dialektik der Geschichte ist es zugleich eine Lieblingsreligion derjenigen gewor-den, welche Armut und Elend für eine ewige Ordnung Gottes halten und welchen diese des-halb so wohl gefällt, weil sie die natürliche Basis ihrer bevorzugten Stellung ist.
Friedrich Albert Lange.

Diese Religion, die offenbar eine Dienerin der Selbstsucht war, soll allerdings mit der äl-ten Zeit zugleich Grabe getragen werden. — Im gewöhnlichen Leben und in einer wohlge-ordneten Gesellschaft bedarf es der Religion durchaus nicht, um das Leben zu bilden, son-dern es reicht für diesen Zweck die wahre Sitt-lichkeit vollkommen hin.
F. G. Fichte.

Religion und Sitte verdienen ihren Namen nur insofern, als sie bei jedem Einzelnen neu aus der inneren Gesinnung geboren werden.
von Zitel.

Aller Fortschritt ist trotz der Kirche vor sich gegangen und hat überall im umgekehrten Ver-hältnis zu ihrer Macht gestanden.
Th. H. Macaulay.

Weiteres.

Sparjamkeit. „Hier schide ich euch ein Bild unserer Zwiflinge! Ich habe nur den einen pho-tographieren lassen; der andere sieht gerade so aus.“

Praktisch. Prinzipal (zum Lehrling, dem er acht Tage Urlaub gegeben hat): „So, dein Va-ter ist Landwirt? Na, wenn du wiederkommst, bring mir ein paar Gänsefelle fürs Büro mit. Aber ausrupfen kann ich die selbst.“

Rusik wird oft nicht schönempfundnen — weil meist sie mit Geräusch verbunden ... „Was für ein Instrument wünschen Sie für Ihre Tochter? Einen Flügel oder ein Klavier?“ — „Das ist mir ganz gleich. Hauptsache ist, daß man es zu-schließen kann.“

Der Zug lief in die Station ein. Die nette junge Dame stand auf. Möglich hält der Zug mit einem Aud. — Die nette junge Dame wird auf den jungen Mann geschleudert. — „Verzeihung!“ stammelt sie. „Reihen Dank,“ strahlt er zurück.

Widerspruch. Wenn eine Zeitung viel gehal-ten wird, dann geht sie.

Gespräch in der Ehe. „Was hast du gestern abends in deinem Verein getan, Eduard?“ — „Eine kluge Frau fragt niemals ihren Mann, was er gemacht hat.“ — „Aber ein kluger Mann fragt, wenn seine Frau —“ — „O, meine Liebe, ein kluger Mann hat niemals eine Frau —“

Ein Praktikus. „Wenn du weißt, wer dein Auto gestohlen hat, warum holst du es dir nicht zurück?“ — Die Reichen waren schon recht schlecht und da warste ich lieber, bis er neue gekauft hat.“

Wenn der Vater mit dem Sohne ... Ein treubeforgter Vater führt seinen Sprößling in den Klub und spendiert ein opulentes Mahl mit erlesenen Weinen. Nachdem man gegessen und getrunken hat, hält es der Herr Papa für angebracht, einige pädagogische Weisheiten zum Nachhich zu servieren. „Mache es niemals die-sem Herrn da hinten in der Ecke nach.“ — „Warum denn, Papa?“ — „Weil er betrunken ist. Man weiß in diesem Zustande nie, was man tut. Du schwankst, bekommst Ohrenschau-nen, deine Hände zittern. Und statt der zwei Fla-schen, die auf dem Tisch des Herrn da stehen, siehst du gleich deren vier.“ — „Aber, Papa, ich sehe dort nur eine Flasche stehen.“

Rätsel-Ged.

Der fehlende Vokal.

bi be dor ge tre la le se log malz ni nie nier nist pard pi sot the vi zi. Aus vorstehen-den Silben sollen dreißilbige Wörter gebildet werden mit gleichlautendem, zu ergänzendem Miffelvokal. Wie heißt der Vokal und wie heißen die Wörter?

Wisslarten-Rätsel.

Karl Eiva
Buer

Durch Umstellen der Buchstaben ist der Beruf des Herrn zu erraten.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silberrätsel: 1. Zankst; 2. Oberon; 3. Parion; 4. Advont; 5. Lorbeerbaum; 6. Diana; 7. Muselman; 8. Albatros; 9. Notizbuch; 10. Sa-rastro; 11. Persien; 12. Relativität; 13. Ilme-nau; 14. Cherrubini; 15. Troutadour; 16. Bür-ger; 17. Eugenie; 18. Galizien. — „Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren.“